



Die jüngste Zeit

Von Verena Gotthardt

Ein junges Mädchen, ganz Kind. Grüne Farbe hinter den Ohren und unter den Füßen. Läuft den Hügel hinunter und rollt und rollt. Kommt unten an, ganz erwachsen. Ihre Augen ganz groß. Sie leuchten. Bleibt vor einer Almhütte stehen. Nur kurz. Biegt ab auf den einzigen Weg und läuft und fliegt schon beinahe und bevor ihre Füße ganz von der Erde abheben, bleibt sie stehen. Springt die hölzernen Stufen hoch. Ihre kleinen Hände greifen nach der Klinke einer alten, grauen Tür. Und schon verschwindet ihr Körper im Dunkel der Hütte. Der Wind weht. Es ist warm. Es ist Sommer. Ist schon viele Jahre her, aber die Farben noch so kräftig. Zwei Hütten weiter. Zwei Gestalten, ein Greis mit seiner Greisin. Und wieder werden Äpfel geschält. Täglich der Weg von Hütte zur Holzbank. Kennen jeden und jeder kennt sie. Die Gesichter schon eingebrannt in das Bild der Alm. Denkt jemand an die Alm, sieht er auch gleich die faltigen Hände der beiden. Heute sitzt da keiner mehr. Stelle mir die Holzbank mit zwei leichten Einkerbungen vor. Ein genauer Blick auf den Teppich. Wiese, Wald, Greis und Greisin vor Hütte, eine Kuh. Sind für immer in einem Teppich eingewebt. Hängen an der Wand wie eine Fotografie. Daneben das Feuer. Der Herd schon eingeheizt. Das Wasser aufgestellt für den Tee. Und die Luft riecht ganz anders als unten im Tal. Hoch oben, die Luft auch viel leichter. Trägt man seine Lunge viel besser mit sich und die Beine, wie von selbst nach vorne und hinten tretend. Zwei Stöcke aus Holz. Jetzt noch und später zwei Stelzen. Die Kinderfüße treten auf und ab und die Sonne so heiß. Erinnert an den Süden. Die stehende Luft. Nach einem bestimmten Baum riechend. So, wie nur am Meer, wenn Salz und Wasser zusammen kommen.

Zwei große Hände auf der Schulter der Frau abgelegt. Werden mit den Jahren immer weicher. Starren vier Augenpaare leicht nach links. Den Kopf zur Seite geneigt. Unter einem Fingernagel noch die dunkle Erde vom Kartoffel ernten. Die Großmutter sitzt erstarrt auf dem Stuhl und ganz entschlossen. Hinter ihr der Großvater. Er auch ganz steinern, ganz er. Wenn der Hahn kräht oder die Glocken zur Mittagszeit läuten wird aufgestanden. Der Kopf gesenkt. Beten, für die Ernte, beten für den Regen, beten für das alltägliche Brot, beten für die Toten. In dieser Reihenfolge. Und in den Augen der Frau ein bestimmter Glanz. Vielleicht Hoffnung. Und in den Augen des Mannes ein bestimmter Glanz. Vielleicht Mut. Wird einschlafen in den nächsten Jahren. An der Wand im Wohnzimmer eingerahmt und aufgehängt. Neben dem Ofen. Das Bügeleisen auf dem heißen Herd. Und so als wäre es gestern erst gewesen. Das alte Schachbrett aufgeräumt und unter dem alten Holztisch verstaut. Nicht ein Mal wirklich gespielt sondern die Figuren willkürlich aufgestellt, weil man da noch Kind war. Der Turm in der ersten Reihe und die Bauern alle beim Namen genannt. Das Holzbrett schon ganz verbogen wie eine hügelige Landschaft. Und rollt und rollt, so wie das Mädchen die Wiese hinunter. Im Winter vor dem Haus mit dem vielen Schnee. Die Rodel hochgezogen auf den höchsten Hügel und dann schnell nach unten mit ganzem Gewicht. Schnell, schnell und über die Straße. Zuvor nur kurz nach einem Auto Ausschau gehalten. Gerodelt, gerodelt und stehen geblieben vor einem Baum. Die Großen, die Erwachsenen, die einmal Kinder waren im Kreis rund um die Wanduhr aufgehängt. Die Pendel vor und zurück. Wird nicht müde. Die warme Stube und die zwei starken Hände. Sichtbare, blaue Adern, aber heben die Enkelin hoch und auf den Schoss. Liebe, große Augen. Blau, wie das Meer, erzählen von den härteren Zeiten. Die Großmutter aber, eine stolze Frau, schweigt.

Eine Zerstreuung. Aufgewacht und liegen geblieben zwischen den Bildern der Zeit. Die linke Hand noch jung und die Andere schon viel älter. Falten wo keine sein sollten. Wo die wohl her. Und der Wind so stark. Es donnert, aber kein Regen. Ein trockener, ganz trockener Sturm. Schnürt die Kehle und wie der Rachen zu kitzeln und zu kratzen beginnt. Momente einer Küstenstadt und wie das Salz weitergetragen wird von Haus zu Haus. Die Mauern ganz salzig, würde wer an ihnen seine Zunge ablegen. Und die alte Sprache, die wie Sand zwischen den Fingern. Und wie Schleifpapier den Gaumen aufräud. Weil nicht verstanden werden will. Tut weh die gewohnten Wortlaute zu hören. Gelernt mit Augen zu reden. Am Strand steht die Frau. Jung, fast kindlich. Hebt ein Bein ausgestreckt an ihrer Seite hoch. Mit der anderen Hand, den Fußknöchel zwischen den Fingern. Blutjung gewesen und schon viele, viele Kinder. Ihre Augen auch so hell. Auf der Fotografie noch so jung gewesen.

Das erste Mal am Meer. Das letzte Mal das Meer gesehen. Nie schwimmen gelernt. Deshalb geschwommen wie ein Hund. Das Brot aber bäckt sich wie von selbst. Lässt sich ganz leicht kneten. Und heute beim Treppensteinen, wie alle die Luft anhaltend und hoffend, dass sie

nicht fällt. Sich die Holzdielen nicht biegen und ihre Füße nicht so steif und krumm. Lange warten. Warten auf ein Wunder und schon das heiße Brot aus dem Ofen geholt. In der dunklen Stube. Der Kachelofen so warm. Fühlen sich die Fliegen gleich wohler. Werden auf die warmen Wände niedergeklatscht. Eingebettet in den aufgeheizten Boden. Eine Geduldsarbeit. Sehen die Augen durch das winzige Nadelöhr. Den Faden vorne durch die kleine, mickrige Öffnung. Weigern sich die zarten Hände sofort nach der Brille zu greifen. Dann doch. Es nützt nichts. Ein Pfeifen in beiden Ohren. Und der weißliche Rauch, der aufsteigt um das alte Haus aus dem Schlaf zu holen.

Die letzten Dinge an die sie denkt, bevor sich ihre Augen niederlegen: der zurückkehrende blaue Himmel nach dem Sturm und der Herbst. Ein Stück Landschaft ehe man ans Meer kommt. Sehen die Felder dort immer so verlassen aus. Eine Barackenlandschaft. Baracken aufbauen, aufstellen und abreißen. Das Feld leergeräumt. Im Frühling immer grün gewesen.

Beim Meer stets froh gewesen und immer zurück gewollt. Nach der Rückkehr stets gefragt, wie salzig es wohl war. Denn es ist nicht immer gleich. Eine Fahrt durch die vielen Vormeeresortschaften. Wo die Menschen wohl viel glücklicher, weil das Salz in der Luft schwere Zeiten einfach wegweht. Grüne Wiesen. Dann lange Zeit nichts bis sich vor den Augen das Meer auftut. Von allen Seiten blau. Schimmert das Wasser wie sonst nichts zu flimmern scheint. Suchen die großen Augen diesen Glanz ein ganzes Leben lang. Das erste Mal am Meer. Das letzte Mal das Meer gesehen.

Mit dem Fuß. Mit den Zehenspitzen einen Kreis ins Wasser gemalt. Die ganze Hand eingetaucht. Untergetaucht und Wasser geschaufelt. Und wie gut sie sich noch erinnern kann an die vielen Versuche kleine Fische mit den bloßen Händen zu fangen. Die Handflächen zu einer Schale geformt und ganz ruhig ins Wasser gelegt. Dann lange gewartet. Gehofft, dass die Fische ohne Zwang. Dass sie entscheiden, ihr oberhalb auf die Handflächen zu schwimmen und freiwillig mit ihr mit nach Hause. Und war die Idee gewesen die Fische in der Hand fortzutragen. Gehofft, dabei nicht zu stolpern. Die Fische aber nie in die Handschale geschwommen. Waren ganz jung und ganz klein. Sich nie davon tragen gelassen. Anders die Frösche, die aus freien Stücken und von sich aus in dem kleinen Teich geblieben und gewachsen. Zurück zum Meer. Später dann nur noch mit dem Finger auf der alten Karte die Küste entlang. Sie, keine Erinnerung mehr daran, dort gewesen zu sein. Auf der Fotografie aber ganz klar erkennbar sie, wie sie neben einem Meer steht. Die Hände überkreuzt und vor der Brust. Und dieser Pullover. Rot mit bunten Streifen. Die Ärmel noch so kurz und die Hose so locker. Und wie sich der Kopf nie ganz gerade halten ließ. Ganz jung noch und ganz taub vom Wind. Der Himmel hell und die Wolken.

Der letzte März so schön gewesen. Sofort die Zeit eingefroren. Alles fotografisch dokumentiert. Ein Tag im März und wie die Sonne ganz langsam unter und hinter die Häuser. Am Tag, der grüne Baum noch braun und gerade noch seine Blätter verloren. In der Baumkrone noch immer zwei kleine Füße baumelnd. Viele Jahre später. Fotografien aus einer Kindheit, wo die Falten noch nicht so tief oder gar nicht da. Fragt man sich, wer man da wohl war. Und die Großeltern und die Tanten und die Onkel in beständigem Ton. Dass man so und so und nicht anders. Selbst keine Erinnerung, aber deckt sich mit anderen Erzählungen. Viel geweint, und niemand gewusst warum. Ein weinerliches Kind. Schlimm, schlimm. Aber lieb gewesen, ganz lieb. Und die Nachbarn immer gewusst, wenn man wieder daheim war, weil das Kind so laut und so viele Kindertränen am Boden. Noch bevor die Wangen wieder trocken. Die Falten auf der Stirn gebügelt und gesagt: Ach, ihr. Und die Narbe am Knie, wohl der einzige Beweis, dass man das Kind auf der Fotografie einmal selbst war. Einmal unglücklich die Treppe hinuntergefallen und sich den kleinen, ganz kleinen Arm gebrochen. Unter der weißen Gipsform immer warm im Winter. Die Fingerspitzen in kleine Strohhütte gezwängt. Später den Gips im Schrank verstaut. Wo früher der ganze linke Arm hineingepasst, heute nicht einmal die Spitze des Daumens. Ganz bröckelig und wie Schutt einer Baustelle. Ein Plastiksack voll mit kleinen, weißen Brocken. Man trennt sich nur schwer von früheren Zeiten. Ein scharfes Erinnern an das Beißen der heißen Hühnersuppe am Gaumen. Die Zunge schmerzt und ist für immer taub.

Im Spätsommer, wenn die Tage nicht müde werden wollen. Die Fenster geputzt und trotz allem noch schmutzig, wenn die Sonne durch mit ihren Strahlen. Ein kohlschwarzer Rabe vor dem Fenster und was das zu bedeuten hat. Pickt sich den Schnabel wund. Das Blech verbogen. Am Morgen so früh schon hell. Und schön, wie die Wolken immer weiter und weiter. Und im Spätsommer immer warm und stets froh gewesen. In der Annahme, dass es draußen warm ohne Jacke hinaus und dann doch etwas frisch. Täuscht die Erinnerung. Auf der Wiese. Ein kleines Kind schreit. Fühlt sie sich glücklich nicht mehr ihren Kinderkörper mit sich zu tragen. Viele, viele Tränen verbraucht. Die Sträucher und die Bäume so alt. Vergleicht zwei Fotografien und stellt fest: wurde der Baum heimlich ausgegraben und ein Neuer gepflanzt. Die Erinnerung, die täuscht. Vergleicht zwei Fotografien von sich. Liegt ein Bild neben dem anderen. Eine Veränderung, stellt sie fest. Und kann kaum glauben, dass das die selben Augenpaare, und immer noch gleich blau. Ungezügelt und ehrlich und wie die Zeit an den Fingern klebt. Wo früher noch ein Haus, heute nur noch ein löcheriger Boden.

Das Papier gelblich und bleich geworden und unkenntlich gemacht die vielen Gesichter. Fährt ihr Finger über die leere Stelle. Plötzlich die Erinnerung zurück an einen Tag im Sommer. Sie als kleines Mädchen, wie sie rollt und rollt den Hügel hinunter.

Verena Gotthardt, 1996 geboren, lebt in Wien. Oben stehender Text ist eine gekürzte Fassung ihres Beitrags zum diesjährigen Bachmannpreis.